

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-335970](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-335970)

Herbstjubil liegt dem Markgräfler fern. Die Familienfeste, von denen wohl der „Judita“ (Konfirmation) an der Spitze steht, gelten als Höhepunkte des Lebens. Doch auch sie werden ohne lauten Jubel begangen. Stundenlang, von der Nudelsuppe am Mittag bis zum Kaffee um Mitternacht, können die Männer beisammen sitzen, ohne daß viel geredet würde. Doch mit Begeisterung werden die Volkslieder gesungen, worunter Hebels „Ne G'sang in Ehre“ und „3' Müllen in der Post“ nie fehlen. Wie überhaupt Hebel das geistige Band bildet, das sich durch die Herzen aller Markgräfler schlingt und sie zu einer Einheit zusammenschließt.

An alten Bräuchen hat im ganzen Markgräflerland das Faschnachtsfeuer mit dem Scheibenschlagen alle Zeiten bis heute überdauert. Eine Woche nach der eigentlichen Faschnacht, der „Herrefasnecht“, zieht am „Burefasnechtsfunntig“ abends jung und alt hinauf auf die Höhen. Dort haben die Buben das schon seit Wochen im Dorf zusammengebettelte Holz zu mächtigen Haufen geschichtet, die bei Anbruch der Dunkelheit angezündet werden. Ringsherum im ganzen alemannischen Land brennen die Feuer auf den Höhen, und wie Sternschnuppen fliegen

die am Feuer geglähten Holzscheiben hinaus in die dunkle Nacht.

Raum ist die Asche der Faschnachtsfeuer verweht, so zieht am Sonntag Lätare oder am Ostermontag der „Hissgier“ durch das Dorf. Ein sonderbarer Bursche: in Stroh eingewickelt vom Kopf bis zu den Füßen, mit einem Säbel an der Seite und unter Schellengeltingel macht er seine Sprünge. Umschwärmt von der Dorfjugend, die im Chorus ihr Liedlein von „dr Mitti Faschte“ singt. Dieser Brauch, der das Hoffen des Volkes auf neues Leben nach dem Winter verkörpert, ist leider nur noch in wenigen Dörfern erhalten, wie auch die „Affertbrut“, ein weißgekleidetes, mit einem Blumenkranz geschmücktes Maidli, das am Himmelfahrtsstag (Aufahrt) durch das Dorf geführt wird.

*

Außerlich klogig, herb und verschlossen steht der Markgräfler Weinbauer vor uns, aber sein Kern ist weich. Er gleicht seinem Land, von dem Hermann Burte einmal sagt: „Das Bild des Landes ist ein Mosaik, die Melodie seiner Seele leise, sein Zauber verborgen: aber dem Auge der Liebe erschließbar.“

Sommertag

Ich liebe die Blumen und Blocken,
die winkend am Wegrand steh'n
und höre ihr frommes Frohlocken
im Sommerwind verweh'n.

Ein wonniges Singen und Klingen
durchzittert den Sommertag,
Goldfalter wiegen und schwingen
in Sonne der Flügel Schlag.

Liebkelige Käfer brummen
an Busch und Baum empör
und emsige Bienlein summen
dem Säumnigen ums Ohr.

Ich schreite zur Arbeit versonnen
und lachend winkt mein Feld,
es ward vor Wundern und Wonnen
zur heimlichen Märchenwelt!

Josef Albicker.

Spaziergang

Ein Dichter und ein Bauer
sie gehen Hand in Hand,
der erste lobt den Himmel,
der andere sein Land.

Der Dichter sieht am Wege
die blaue Blume blüh'n,
der Bauer nur der Gräser
mahdreifes, fattes Grün.

Nun kommen sie selbänder
zum reifen Ahrenfeld.
Der Dichter ruft begeistert:
„Du gold'ne Wunderwelt!“

Der Bauer prüft drei Ahren
und findet eine leer.
Da fängt er an zu sinnen.
Er seufzt und sagt nichts mehr.

Josef Albicker.

Der Schwarzwälder Bauer und die Bäuerin

Von Hermann Eris Busse.

Nach altem Brauch bestimmten sie die beiderseitigen Väter schon in der Wiege für einander. Es gab da nichts zu fackeln. Die Sippen der Schwogerer und Schwent heirateten einander seit Geschlechtern, und es hielt schon lange schwer, ganz genau die verzwickten und überkreuzten Verwandtschaftsgrade zu klären. Patriarchalisch verwalteten die Väter wie die Höfe auch die Seelen ihrer Kinder. Sie fügten sie zusammen und trennten sie nach ungeschriebnem, aber streng gefühltem Gesetz, und die Inzucht, selten durch neues Blut von außen her erfrischt, machte sie alle miteinander ähnlich wie Geschwister. Es gab daher kaum Tragödien der Liebe, die aus der Auflehnung gegen den väterlichen Zwang und Abneigung gegen den Erwählten wuchsen, wenigstens nicht so viele, wie es scheinen möchte, wenn man an die zahllosen Bauerngeschichten denkt, die vor und nach

den schossen und fast alle darauf bauten, daß Hans die Grete erst nicht bekommen sollte, weil es einer der Väter zornmütig und grausam zu vereiteln strebte. Romeo und Julia auf dem Dorfe sind ebenso selten oder häufig in ihrer tragischen Schicksaligkeit wie sonstwo in häuerlichen Kreisen. All das sentimentale und überschwengliche, wilde oder auch edle Tun der Schwarzwälder in diesen Geschichten hat mit der Wirklichkeit nichts gemein. Der Wälderbur und die Bürin vergessen sich selten, ihre höchste Zucht geht auf Würde aus. Würde in der Umwelt zu wahren, vor allem vor dem Gesinde, vor den Ehalten, ist ihr angeborenes Bemühen.

Früh schon, gleich nach der Entlassung aus der Schule, macht der Bursch in allen Ehren seinen Riltgang bei dem Mädchen, wird zu „Licht“ geladen in die „Kunkelstuben“ (ohne Spinnrad schnurren heute), führt die Allerliebste zum Tanz, bis dann endlich der Braut-



Bauernhof im Schwarzwald

E. Kraun

aussteuerwagen aus dem Hof des Mädchens rollt, hochbeladen mit Schreinen, Betten und Wäsche, wobei zuoberst mit bunten Bändern geschmückt die Wiege nicht fehlen darf, bis dann endlich der Schäpel für immer verwahrt wird, für Kind und Kindeskind in Ehren aufgehoben, und aus dem ranken Maidli eine kernfeste Bäuerin wird. Und so geht das Leben weiter, nicht viel anders als es Ahne und Ahnin gelebt haben in Freud und Leid.

Hohe Wellen schlägt es meistens nicht. Es ist streng und unerschütterlich in die Regeln der Jahreszeiten und des Brauchtums gefaßt.

Der Bauer, bartlos, schmal von Körper und Angesicht, eher zierlich als ungefüß, aber zäh-sehnig (die Wälderbauern setzen kein Fett an) sitzt er bei den Mahlzeiten im Herrgottswinkel. Sein Löffel steckt in einer Ledertasche an der Wand, er isst mit Knecht und Magd aus einer Schüssel, nachdem ein Gebet gesprochen ist. Kein Wort fällt, wenn er nicht spricht, kein Kind darf greinen oder schmälen beim Essen. Seinem Willen darf niemand entgegen sein, das wagt auch keines. Die Verletzung der Autorität seitens der Ehealten wird durch Entlassung geahndet. Da ist der Bauer unverföhnlich. Heute noch herrscht im Schwentenhof wie in manchem anderen fernab vom Verkehr ruhenden Hofe die Überlieferung. Der Jockel war im Weltkrieg, aber er hat nichts von der einnebnenden Zeitströmung angenommen, er regiert unumschränkt auf seinem Eigentum, nur die Steuerbehörde redet ihm drein, und statt „von Hand“ wird mehr mit der Maschine

geschafft. Er geht noch auf seine Jagd, er schlägt aus seinem Hochwald sorgfältig ausgewählte Tannen und „riest“ sie mit den Knechten in den steilen Abfuhrwegen hinab ins Tal, wo sie verladen werden. Aber von der Tracht ließ er ab. Seit er auf einem Trachtenfest in der Stadt Herrchen im rotgefütterten Schoßrock gesehen hat mit falschen Schläfenhaaren und rotgeschminkten Backen, war ihm sein Bauernkleid ver-

leidet. Nun hängt die scharlachrote Weste im Schrank, der schwarze, rippsamtene und rotgefütterte Kirchenrock daneben. Das Hemd mit dem hochgestellten Kragen, dem Vaternörder, gilbt in der Truhe, das schwarzseidene Halstuch bricht ungebraucht in den Falten. Nur den runden Filz trägt er noch, bis er wie Zunder verfällt, und zuweilen am Sonntag, wenn er nicht ins Dorf hinabgeht, legt er den Schopen an, den kurzen, dunkelblauen

Spenzer. Er raucht gern, Sonntags nach der Kirche wird seine Pfeife nur noch während des Essens kalt.

Seine Bäuerin indessen, die Lydia, geborene Schwoerer, vom Altbronnerhof, wird ihrer Tracht nicht untreu. Sie setzt noch Sonntags, wenn es hochfestlich zugeht, über die Florhaube den Rosenhut. Der ist großrandig und wippend, beschwert mit schwarzen Wollrosen. Als Mädchen trug sie gerne den weißgipsten Hut mit den roten Rosen (Vollen), er stand so fein zu ihrem braunen Haar. Und es war lustig, wenn man jung und voll heißer Erwartung in die schloßweißen Strümpfe schlüpfen konnte, die mit



Schwarzwälder Bauernbraut

E. Krumm

dem Haar der zarten Hermelinhasen verstrickt waren. Nun ruhten sie im Schrein für das Evli, wenn es sie brauchte und wenn man bis dahin nicht ganz der Tracht entfremdet ist. Die Jungen sträuben sich schon herzlich dagegen, das „Städtische“ finden sie „feiner“ und „kommoder“. Die Bäuerin Lydia ist noch nicht alt, hat ein schmales, bräunliches Gesicht mit einer geradezu klassisch geformten, wenn auch ein wenig zu kurz geratenen Nase. Ihre großen, herrlich geschnittenen Augen sind von einer samtigen Dunkelheit, die Stirn schmal und nicht eben hoch, aber fein geformt, das reiche, grob gesponnene, großgewellte Haar glänzt matt und ist in zwei Zöpfe satt geflochten, die über den Rücken fallen bis ins Kreuz. Sie gehört zum Typ der stets schönen, anmutigen

„Schwarzwälder Römerinnen“. Dann und wann mündelt sich irgendwo blondes Haar heraus zum dunklen Antlitz. Die keltisch beeinflussten Schwabenhofer zählten viele breitgestirnte Kleinäugige zu ihrem Geschlecht, sie hatten scharf gezeichnete Jochbögen und waren eher kraftvoll gesund als schön.

Der Bauer und die Bäuerin leben in Frieden und rauher Liebe miteinander. Es werden nicht viel Worte gemacht, keines befehlt dem andern. Sie haben ihre genaue Arbeitseinteilung, wie es seit altersher im bäuerlichen Tagewerk Sitte war. Sie bilden eine selbstverständliche Einheit — Mann und Frau. Sie sind da zu pflügen, zu säen, zu ernten, zu zeugen, zu gebären, zu beten; die ewig einfachen und kraftvollen Aufgaben der Menschheit zu erfüllen.

L a n d w e g

Jahraus, jahrein trägt er seit alten Zeiten
Des Daseins Last auf dem gekrümmten Rücken,
Er ist gewohnt, geduldig sich zu bücken
Und dienstbar allen Füßen hinzubreiten.

Er fühlt mit jugendlich beschwingtem Schritte
Die Sehnsucht froh nach ihrem Ziele streben
Und mühsam sich und schwer vom Boden heben
Der heimatlosen müde Wandertritte.

So mancher Fuß schlug klaffend-tiefe Wunden,
Und alle Schritte blieben Narbenmale,
Von Räder Spuren ward der staubig-fahle
Entblößte Leib zerrissen und zerschunden.

Es schleichen ihm die Stunden und die Tage
Dahin in stetem Gleichmaß ohne Ende,
Durch Winterfrost und Sommersonnenbrände
In harter Fron und ewig alter Plage.

Kaum daß zur Nacht ihm kurze Ruh' beschieden. —
Dann geht der Mond wohl wie durch Märchenräume
Und webt aus Silberstrahlen lichte Träume
Dem müden Weg in seinen Schummerfrieden.

Erich John